

Gottesdienstreihe: Ich sehe was, was du nicht siehst (WS 21/22)

Predigt: Augmented Reality und die Sorgen der Engel (Apg 1,11)

Michael Moxter

Liebe Gemeinde,

Ja, auch wir haben es gespielt: als Kinder auf langweiligen Urlaubsfahrten dankbar und später als Eltern noch dankbarer, wenn unsere Kinder nach Ablenkung und Unterhaltung verlangten. *Ich sehe was, was Du nicht siehst* – So lautet der Titel dieser Gottesdienstreihe, so heißt ein vielen vertrautes Kinderspiel. Wer bei ihm mitspielen will, muss gelernt haben, Gegenstände zu identifizieren und ihnen Eigenschaften richtig zuzuschreiben, aber eben auch, dass man etwas Zutreffendes, etwas Wichtiges (im Grenzwert: die Wahrheit) sagen kann, ohne zuviel preiszugeben. Das eine stellt unsere alltägliche Wahrnehmungskompetenz auf die Probe, das andere gibt den Kindern Gelegenheit, dem überlegenen Überblick und Wissen der Erwachsenen ein Schnippchen zu schlagen. Es ist eine Wette auf die Wahrnehmungsdefizite der anderen.

Aber nicht nur darin manifestiert das Spiel etwas typisch Menschliches. Denn die Spielidee beruht ja darauf, dass Menschen in der Lage sind, ihren Aufmerksamkeitshorizont zu teilen und einander mitzuteilen, dass sie und was sie beobachten. Anthropologen sprechen von der Triangulierung der Aufmerksamkeit, von einer Dreierbeziehung also, in der mein eigenes Sehen und der Gegenstand, den ich sehe, von dem Bewusstsein begleitet wird, dass auch andere sehen und dass auch sie dasselbe wahrnehmen. Das wird von früh an eingeübt, wenn wir mit dem Finger auf Dinge deuten und solche Sachen sagen wie: *Schau, ein wauwau* oder *da fährt ein Auto*. Diese Fähigkeit, einen Aufmerksamkeitshorizont zu teilen, gilt in der gegenwärtigen Forschung als eine Sonderkompetenz des Menschen, als eine Rarität und ein Vorteil, über den selbst unsere nächsten Verwandten in der Evolution des Lebens nicht verfügen. Menschenaffen können wahrnehmen, was ihre Artgenossen wahrnehmen und also zusehen, dass sie schneller in den Besitz einer Banane kommen als ein Konkurrent, aber sie machen sich nicht gegenseitig auf etwas aufmerksam. Allenfalls löst der Schrei des einen eine Reaktion beim anderen aus.

Das Kinderspiel aktualisiert also eine menschliche Eigenart. Denn nur weil wir dasselbe sehen und um die gemeinsame Welt auch wissen, wird es zur aufregenden Aufgabe, herauszufinden, was der andere denn sieht, das ich offenbar übersehe, oder auch gerade nicht auf den Gegenstand zu schauen, an den man denkt. Lebte jeder in seiner eigenen Privatwelt, würde jeder Gegenstände nach seinen Regeln bezeichnen oder seine Welt konstruieren, könnte das Spiel nicht funktionieren.

Nur schützt die geteilte Aufmerksamkeit eben nicht davor, dass etwas übersehen wird. Keiner hat einen vollständigen Blick, jeder stets eine eigene Perspektive und darum ist sogar unsere Wahrnehmungswelt entlang der Standorte und Gewohnheiten nach Vertrautheitsgraden gestaffelt. Die eigenen Erfahrungen und Erinnerungen, auch die Erwartungen im Blick auf das, was wir für bedeutsam halten, prägen die Wahrnehmung. Insofern bereitet das Kinderspiel schon früh auf eine Einsicht vor, die für das humane Zusammenleben wohl unverzichtbar ist, die Einsicht: Wir sehen zwar dasselbe, aber wir übersehen manches und gelegentlich sehen wir dasselbe anders.

Ich sehe was, was Du nicht siehst – war der Titel einer Ausstellung in Düsseldorf, die sich in diesem Sommer mit dem Phänomen *Augmented Reality* befasste. Wer diese Ausstellung besuchen wollte, brauchte ein Smartphone, um an den unterschiedlichen Orten des Ausstellungsgeländes einen QR-Code zu scannen. Dann konnte er auf dem Handy etwas sehen, was Passanten und Spaziergänger, was die Nicht-Freigeschalteten nicht wahrnehmen konnten. Handy-user sahen die Umgebung, die jeder sieht, angereichert, ergänzt, sahen die leere Rasenflächen bevölkert, bemalt oder Treppen als Bühne, auf der getanzt wird. Kameras stehen im Ruf, Garanten der richtigen Abbildung der Welt zu sein und gelten darum vor Gericht oder in der Straßenverkehrsordnung als Beweismittel. Bei den Bildern dieser Ausstellung aber diente die Kamera als Vermittlerin von Überschuss und Zugewinn, sie war ein Medium der Überblendung von Wirklichkeit und Möglichkeit. Das Smartphone zeigte *mehr* als mit bloßem Auge zu sehen war. Diese Kunstaktion öffnete keine Sondersphäre virtueller Welten, sie überließ die Betrachter nicht der bloßen Fiktion, sondern koppelte Imagination und Wahrnehmung, verband Spiel und Ernst, kreuzte Gewohntes und Überraschendes. Ob es sich um große Kunst handelte oder um eine Art Pokemon-Go Spaziergang höherer Ordnung, kann hier dahingestellt bleiben. Worauf es ankommt, versteht man auch, wenn man die Ausstellung nicht gesehen hat oder sie banal fand. Denn der alltäglich gewordene Gebrauch des Smartphones und der habitualisierte Blick auf dessen

Bildschirm konfrontierte hier mit der Einsicht, dass unser Sehen nie ausschließlich auf das Einsammeln von Sinnesdaten eingestellt ist, sondern wir immer mit Sichtweisen an unsere Welt herangehen, mit Sichtweisen, durch die wir *etwas als etwas* sehen. Wahrnehmung beruht nicht auf einem Nach- und Nebeneinander vereinzelter Eindrücke, die wir in Wahrnehmungssätzen protokollieren, sondern ist durchzogen von Sinnunterstellungen und Deutungen, von Gestalthaftem und Handlungsappellen. Wenn ausgerechnet das Objektiv meiner Kamera bestätigt, dass die Bilder, die ich mir von der Welt mache, keine bloße Abbildungen sind, sondern sie die Wirklichkeit ins Bild setzen, etwas zu verstehen geben, dann wird das Kinderspiel *Ich sehe was, was Du nicht siehst*, zu einem Merkposten religiöser Aufklärung.

Was man im Kinderspiel oder an der ästhetischen Erfahrung lernen kann, sollte man nicht vergessen, wenn man die biblischen Geschichten und Texte liest. Die Worte aus Apg 1, auf den wir gerade gehört haben und die eigentlich an einer anderen Stelle im Kirchenjahr ihren Ort haben, kann man auf unterschiedliche Weise verstehen: als Bericht über außergewöhnliche Ereignisse als deren Zeugen die Apostel galten, als Übergang vom Evangelium des Lukas zum zweiten Teil eines Doppelwerkes, das von den Aposteln, der Urgemeinde und der Ausbreitung des Christentums handelt. Auch als Ausdruck dafür, dass die Geschichte Jesu zu einem definitiven Ende kommen muss, damit sie weiter erzählt werden kann, als mahnende Erinnerung daran, dass keiner der vielen Gemeinden, Kirchen und Kirchlein, die um das Mittelmeer herum entstehen, für sich beanspruchen kann, eine originale Gründung des Auferstandenen zu sein oder eine besondere Beziehung zu Jesus zu haben. Die Geschichte des Glaubens und der Glaubensgemeinschaft beginnt damit, dass der weg ist, an den geglaubt wird. Das alles gibt zu denken, aber im Rahmen dieser Gottesdienstreihe ist vor allem auffällig, dass der Text doch auch eine Art Traktat über das Sehen ist, über eine eigenartige Zeugenschaft, die sehen muss, dass sie nichts mehr sieht – und die energisch darauf hingewiesen wird, dass dort, wo sie sich ein bestimmtes Bild gerne einprägen und bewahren möchte, es nichts zu glotzen gibt. Gerade dort, wo die Nachbarschaft von Sinneswahrnehmung (Sensation) und dem Sensationellem sich nahelegen müsste, muss bezeugt werden, was sich dem Auge entzieht, was nicht mehr gesehen werden kann. Man wüsste ja gar nicht, was in dieser Geschichte sensationeller ist, die Himmelfahrt auf Wolken oder der Auftritt der Engel, wenn nicht ihre Botschaft die klare Anweisung enthielt: Was guckxst Du! Oder ordentlicher formuliert: Weg vom Spektakulären und zurück an die Orte und in die Kontexte, in die ihr gestellt seid.

Es ist die Funktion der Engel, der Gestalten in weiß-glänzenden Gewändern, für die richtige Interpretation zu sorgen, und diese stellt sich nicht ein, wenn man in die Wolken starrt oder die Beschleunigung berechnet, derer es bedürfte, um einen Körper aus dem Feld der irdischen Schwerkraft gen Himmel zu transportieren. Die Frage der Engel: „Was steht Ihr da und schaut gen Himmel?“ ist von der Sorge gespeist, die Glaubenden könnten nach der Art des Hansguck-in-die-Luft geraten, Himmelsbetrachter, im klassischen Sinne des Wortes: Theoretiker. Eine solche Einstellung wäre so unangemessen wie die eines Beobachters, der die Szene auf physikalisch Unmögliches reduziert. Weder das eine noch das andere kommt infrage. Die Geschichte wird nicht für die erzählt, die sich in der empirischen Wissenschaft gut, aber in den antiken Erzähltraditionen gar nicht auskennen, auch nicht für Wunder Bewunderer, die in frommer Betrachtung die alltägliche Lebenswelt und Praxis aus den Augen verlieren. Sorgen bereiten den Engel offenbar solche Betrachter, die zwar die Welt anders wahrnehmen, weil es für sie bedeutsam ist, dass dieser Jesus ganz auf die Seite Gottes gehört, die aber in ihrer Sicht verharren und das Gesehene gleichsam fixieren. Was der Glaubende sieht und wahrnimmt, ist zwar reicher, prägnanter und darum auch wirklicher als die isolierten Sinnesdaten hergeben. Aber ihr Maß hat das Wirklichkeitsverständnis des Glaubens dann doch an der Art, wie es die menschlichen Angelegenheiten verändert. Auch die *augmented reality* wird nur produktiv wahrgenommen, wenn sie die Einstellung zum Leben oder zum Alltag orientieren kann, also in der Praxis einen Unterschied macht.

Für die Auferstehungs- wie für die Himmelfahrtsgeschichte gilt eine merkwürdige Dialektik: Sie sind Erscheinungsgeschichten für die, bei denen sich der Glaube durchsetzt. Aber umso massiver die Erscheinung ausfällt, desto heftiger die Ermahnung, sie nur ja nicht festhalten zu wollen. Diese Gegenläufigkeit begegnet im Engelwort, aber auch in der Doppelsinnigkeit der Wolke. Sie ist einerseits Medium und Indiz der göttlichen Dimension, andererseits verstellt sie den Blick und entzieht Jesus der weiteren Betrachtung. Die Wolke enthüllt und verhüllt, sie zeigt und verschleiert. Die Pointe der neutestamentlichen Erzählungen, dass Jesus ganz auf die Seite Gottes gehört, kann offenbar nur zur Sache des Glaubens werden, in dem der Auferstandene zum blinden Fleck wird. Christus kann nicht der sein, der er für die Gemeinde ist, ohne allen Blicken entzogen zu sein. Deutlich aber ist: Man sieht den Auferstandenen nicht, aber man kann den Gekreuzigten als Gabe Gottes vor Augen haben. Glotz nicht gen Himmel, hier unten hast Du's.

Non gaff gen caelum, hier unten hastus – ist übrigens eine Formulierung Luthers, in herrlichem Deutsch-Latein-Mix. Er leiht sie sich aus dem Mund der Engel, wenn er in seiner Predigt verdeutlichen will, wie wir vor Gott dastehen. Denn sowohl den hoffnungsvollen Blick, es möchte dermaleinst mit uns und unserer Lage besser werden, wie auch den verzweifelt-ängstlichen Blick, ob die evangelische Verkündigung der Vergebung der Sünden, auch vor Gott, auch in seinem Reich gilt, quittiert Luther mit der Bemerkung: non Gaff gen Himmel. Er bringt diese Aufforderung auch angesichts einer Pastoralmacht zur Geltung, die beansprucht, dem Menschen den Himmel auf zu schließen oder auch verschließen zu können. Aber warum sollte ein anderer Mensch das auf andere Weise können als indem er sagt: Vergebung der Sünden gibt es nicht erst in einer kommenden Welt. Hier unten hastus.

Das führt uns ein letztes Mal zum Kinderspiel zurück: Ich sehe was, was Du nicht siehst – dürfte man das nicht auch als einen genuin theologischen Satz verstehen? Als einen Satz nicht aus Kinder-, sondern aus Gottes Mund? Gleichsam unter dem Vorsatz: *So spricht der Herr*: Ich sehe was, was ihr nicht seht? Eine Woche nach dem Reformationstag ist diese Frage vielleicht verwegen, aber nicht abwegig.

Unser Blick auf uns selbst steht in einem intrikaten Verhältnis zum Blick des Anderen und der Anderen. Wir sehen und erleben uns im Licht eines Bildes, das wir von uns selbst haben, wir stellen uns dar, wie es unserem Selbstbild entspricht. Aber wir sind in dieser Selbstdarstellung immer auch mit dem Blick der Anderen konfrontiert. Dass zeigt sich nicht nur an der Sorge, dass der Blick des Anderen uns fixiert und festlegt, uns keine Chance mehr gibt, aus der Rolle herauszukommen, die wir gerade eingenommen hatten. Es zeigt sich auch als Angst vorm Durchschautwerden, als Angst bei dem ertappt und behaftet zu werden, was wir gern für uns behalten hätten. Schon der Gang zum Arzt wird von der Frage heimgesucht, wie stehe ich da? Nackt und bloß einerseits, als Fall unter Fällern von der und der Art andererseits. Beides macht zu schaffen. Oder denken wir an das soziale Spiel, das nun wirklich kein Kinderspiel mehr ist, an die Macht einer anonymen Meute, andere an den Pranger zu stellen. Es ist wohl wahr: Die Bilder, die wir von uns selbst haben, müssen sich mit den Bildern vermitteln, die die anderen von uns haben, sonst läuft vieles schief. Aber im Blick der Anderen liegt auch die Macht, uns um unser Ansehen zu bringen.

Ich sehe was, was Du nicht siehst – wird dann zu einem tröstlichen Satz, wenn der Titel dieser Gottesdienstreihe als ein Wort des Gottes gehört werden kann, der uns nicht bei der Realität

behaftet, in der wir uns zeigen, sondern seine Gnade zuspricht und also verspricht, es mit uns auszuhalten. Was Luther Rechtfertigung des gottlosen Menschen nannte, das ist *augmented reality* im besten Sinne. Und ich schätze mal: ganz ohne Sorgen für die Engel.